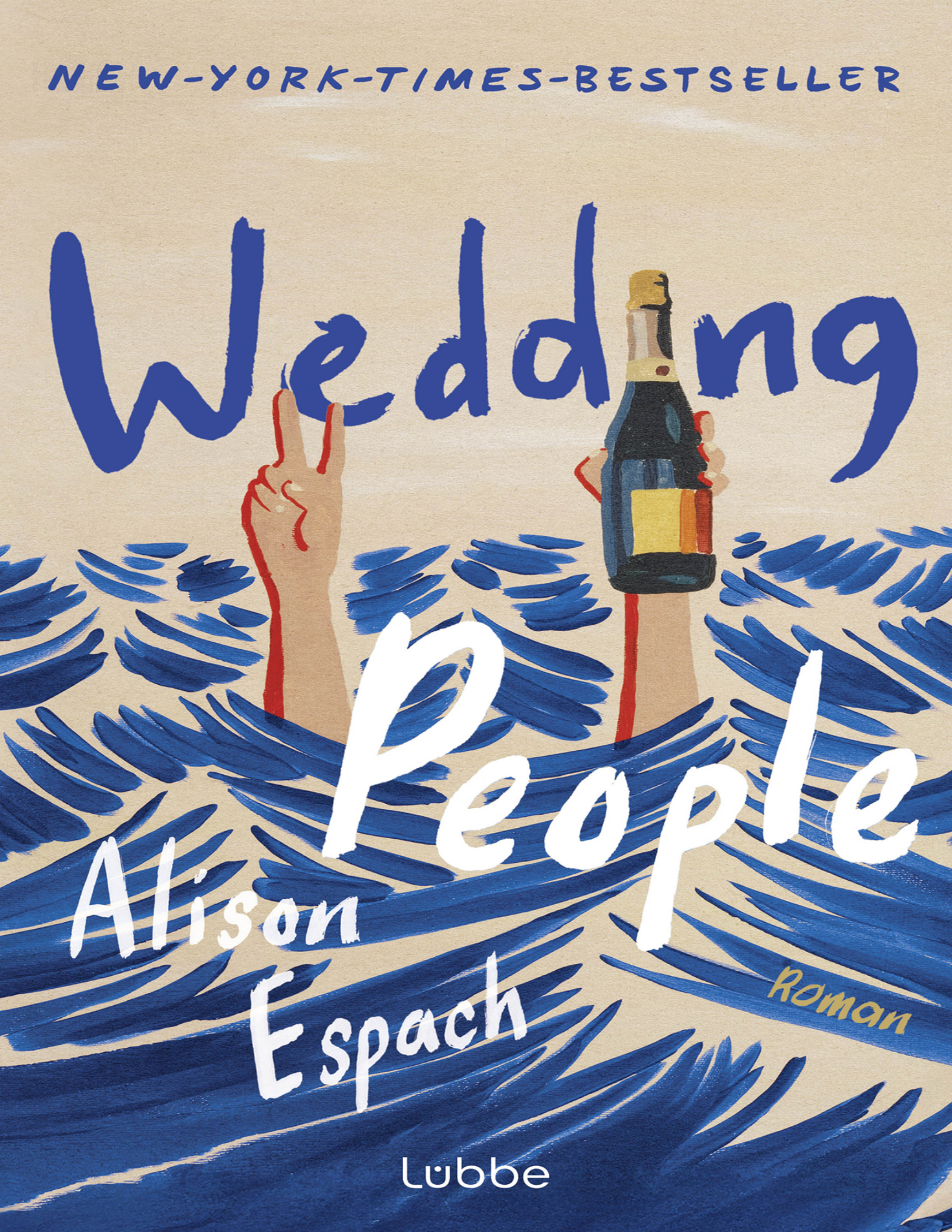


NEW-YORK-TIMES-BESTSELLER

Wedding



People

Alison

Espach

Roman

Lubbe

Inhalt

Cover
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Widmung
Zitat
DIENSTAG
MITTWOCH
DONNERSTAG
FREITAG
SAMSTAG
SONNTAG
MONTAG
Dank

Über dieses Buch

Als Phoebe Stone in einem grünen Kleid, goldenen High Heels und ohne Tasche im prächtigen »Cornwall Inn« ankommt, wird sie von allen für eine der Hochzeitsgäste gehalten. Denn sie ist die Einzige, die nicht wegen des großen Ereignisses angereist ist. Lange hat sie von diesem Aufenthalt geträumt, nun ist sie hier, am Tiefpunkt ihres Lebens, entschlossen, sich ein letztes Mal ein bisschen Luxus zu gönnen. Aber die Braut hat diese Hochzeit jahrelang bis ins kleinste Detail geplant, sie ist auf alles vorbereitet ... nur nicht auf Phoebe. Doch dann entwickelt sich zwischen den beiden ungleichen Frauen eine überraschende Freundschaft, die alles auf den Kopf stellt ...

Über die Autorin

Alison Espach wuchs in Trumbull, Connecticut, auf, wo sie den Großteil ihres Lebens verbrachte. Sie erwarb ihren Bachelor-Abschluss am Providence College und ihren Master in Kreativem Schreiben an der Washington University in St. Louis. Ihre Texte wurden in ***FIVE CHAPTERS, GLAMOUR, SALON, THE DAILY BEAST, WRITER'S DIGEST*** und anderen Zeitschriften veröffentlicht.

Alison Espach

Wedding People

Roman

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch von
Verena Ludorff

Lübbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Das Zitate und ihre Übersetzer:innen:

Seite 72: aus Walt Whitman, »Grashalme«, Reclam Verlag, 1907.

Übersetzt von Johannes Schlaf

Seite 266: aus Edith Wharton, »The House of Mirth«, Charles Scribner's Sons, 1905.

Übersetzt von Verena Ludorff

Seiten 7, 145, 242: aus Virginia Woolf, »Mrs Dalloway«, Hogarth Press, 1925.

Übersetzt von Verena Ludorff

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»The Wedding People«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2024 by Alison Espach

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2025 by

Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6-20, 51063 Köln, Deutschland

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten. Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Textredaktion: Anna Hahn, Trier

Umschlaggestaltung: Kirstin Osenau, nach einem Entwurf von Nicolette Seeback Ruggiero

Umschlagmotiv: © Fabian Lavater

eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-8397-2

luebbe.de

lesejury.de

*Für alle Fremden, die schon mal einen trostlosen Moment
zu einem magischen gemacht haben*



**Es war grässlich, rief er, grässlich, grässlich!
Allerdings war die Sonne immer noch heiß.
Allerdings kam man über die Dinge hinweg.
Allerdings hatte das Leben so eine Art, immer
einen Tag hinter den anderen zu setzen.**

Virginia Woolf, *Mrs. Dalloway*

DIENSTAG



Der Auftaktempfang

Das Hotel sieht genauso aus, wie Phoebe gehofft hat. Es sitzt oben auf der Klippe wie ein stattlicher, alter Hund und wartet geduldig auf ihre Ankunft. Das Meer dahinter kann sie nicht sehen, aber sie weiß, dass es da ist, genau wie sie früher beim Einbiegen in ihre Einfahrt spüren konnte, dass ihr Mann in seinem Arbeitszimmer saß und an seinem Manuskript schrieb.

Die Liebe war wie eine unsichtbare Ader, die sie beide durchzog.

Phoebe steigt aus dem Taxi. Ein Mann in Weinrot nähert sich mit großem Ernst, und es fühlt sich an, als sei dieser Moment schon vor langer Zeit choreografiert worden. Sie nimmt es als Bestätigung, dass das, was sie vorhat, richtig ist.

»Guten Abend«, sagt der Mann. »Willkommen im Cornwall Inn. Darf ich Ihnen Ihr Gepäck abnehmen?«

»Ich habe kein Gepäck dabei«, sagt Phoebe.

Als sie in St. Louis aufgebrochen ist, war es unabdingbar, alles hinter sich zu lassen – den Ehemann, das Haus, das Gepäck. Es war Zeit weiterzuziehen, darauf hatten sie sich letztes Jahr mit dem Ende des Scheidungsverfahrens geeinigt. Phoebe war fassungslos gewesen angesichts der Endgültigkeit des Gesprächs, darüber, wie ihr Mann »Also dann, mach's gut« gesagt hatte, als wäre er der Briefträger und hätte einen anderen Job gefunden. Danach konnte sie erst mal gar nichts mehr, nur ins Bett gehen, Gin Tonic trinken und dem Kühlschrank dabei zuhören, wie er neue Eiswürfel produzierte. Nicht, dass es Alternativen gegeben hätte, es war mitten im Lockdown. Sie verließ das Haus nur in Sachen Gin und Klopapier und gab ihre Online-Seminare in der immer

gleichen schwarzen Bluse, worin auch sonst? Als der Lockdown vorbei war, konnte sie sich nicht erinnern, was man sonst so trug.

Jetzt aber steht Phoebe in Newport vor einem Hotel aus dem 19. Jahrhundert und trägt ein smaragdgrünes Seidenkleid, das einzige Teil in ihrem Schrank, von dem sie sagen kann, dass es ihr immer noch gefällt, wahrscheinlich, weil es das einzige ist, das sie noch nie angezogen hat. Ihr Mann und sie haben nie irgendwas unternommen, wozu so ein schickes Kleid gepasst hätte. Sie waren Professoren, und zwar welche von der lässigen, entspannten Sorte. Fühlten sich am wohlsten vor dem Kamin mit ihrer kleinen Katze auf dem Schoß. Sie mochten das Übliche, das, was gerade ausgeschenkt wurde, was auch immer im Fernsehen kam oder sich im Kühlschrank fand und Klamotten, die möglichst normal aussahen, denn ging es darum nicht bei Kleidung? Zu beweisen, dass man normal war? Jeden Tag aufs Neue unter Beweis zu stellen, dass man, komme was wolle, in der Lage war, sich ein normales Oberteil anzuziehen?

Heute Morgen jedoch, bevor sie ins Flugzeug gestiegen ist, ist Phoebe aufgewacht und hat gewusst, dass sie nicht mehr normal ist. Trotzdem machte sie sich einen Toast. Duschte, föhnte sich die Haare und suchte die Unterlagen für den zweiten Vorlesungstag des Herbstsemesters zusammen. Dann öffnete sie ihren Schrank und musterte die Klamotten, die sie nur deswegen gekauft hatte, weil sie aussahen wie etwas, das eine Professorin zur Arbeit anzieht. Reihenweise unifarbene Blusen, die weibliche Variante der Hemden, die ihr Mann trug. Sie zog eine graue hervor, hielt sie sich vor dem Spiegel an, konnte sich aber nicht dazu durchringen, sie anzuziehen. Konnte nicht zur Arbeit gehen und am Drucker stehen und mit gleichförmig interessiertem Gesichtsausdruck dem Kollegen zuhören, der ausufernd darüber referierte, welche

erstaunlich wichtige Rolle der Käse in der mittelalterlichen Theologie spielte.

Stattdessen zog sie sich das smaragdfarbene Kleid über. Dazu die goldenen Stilettos von ihrer Hochzeit und die dicken Perlen, die ihr Mann ihr in der Hochzeitsnacht wie eine Binde um die Augen gelegt hatte. Sie stieg in ein Flugzeug, trank einen beeindruckend guten Gin Tonic, der ihr so angenehm und kühl die Kehle hinunterrann, dass sie, als sie den Flieger verließ, kaum noch die Blasen an den Füßen spürte.

»Hier entlang, Madam«, sagt der Mann in Weinrot.

Phoebe gibt ihm zwanzig Dollar, und er scheint überrascht zu sein, dass sie ihm schon Trinkgeld gibt, obwohl er noch gar nichts gemacht hat. Aber für Phoebe ist das nicht gar nichts. Es ist lange her, dass ein Mann sofort zur Stelle war, sobald sie aus dem Auto stieg. Jahre, seit ihr Mann aus seinem Arbeitszimmer auftauchte, um sie zu begrüßen, wenn sie nach Hause kam. Es ist nett, wenn jemand für einen aufsteht und den Eindruck vermittelt, dass die eigene Ankunft ein wichtiges Ereignis darstellt. Auch ihre Absätze auf den alten Pflastersteinen zu hören, während sie die Zufahrt hochläuft, ist nett. Sie wollte schon immer mal so ein Geräusch machen und sich beim Betreten des Hörsaals vornehm und ehrwürdig vorkommen, aber in ihrer Universität ist alles mit Teppich ausgelegt.

Sie geht die Treppen hoch, vorbei an den großen schwarzen Laternen und den Granitlöwen, die die Türen bewachen. Durch die Vorhänge hindurch betritt sie die Lobby, und auch das fühlt sich richtig an. Wie ein Schritt zurück in eine Zeit, in der wahrscheinlich nicht alles besser war, aber immerhin mit schwerem Samt behangen.

Dann sieht sie die Schlange an der Rezeption. Sie ist dermaßen lang – so eine Schlange hätte sie am Flughafen erwartet, aber nicht in diesem viktorianischen Herrenhaus mit Blick über den Ozean. Doch sie ist da, zieht sich einmal quer durch die Lobby und vorbei an der historischen

Eichentreppe. Auch die darin aufgereihten Leute sehen falsch aus – tragen Funktionsjacken und Jeans und Turnschuhe. Normale Oberteile, wie Phoebe sie zu tragen pflegte. Neben den Samtvorhängen und den bärtigen Männern in Goldrahmen an den Wänden sehen sie lächerlich alltäglich aus. Sie wirken wie bodenständige, moderne Leute, die mit ihren robusten Hartschalenkoffern fest auf dem Boden der Tatsachen stehen. Manche telefonieren. Manche lesen etwas auf dem Handy und machen den Eindruck, als wären sie darauf eingerichtet, für immer in dieser Schlange zu stehen, und vielleicht liegen sie damit richtig. Vielleicht haben sie auch keine Familien mehr. Es ist ein angenehmer Gedanke, diese Vorstellung, andere seien ebenso allein.

Aber bei näherem Hinsehen sind sie das nicht. Sie stehen zu zweit oder zu dritt an, manche untergehakt, bei manchen liegt die Hand eines anderen auf dem Rücken. Sie freuen sich, was Phoebe weiß, weil es gelegentlich einer von ihnen laut verkündet.

»Jim!«, sagt ein alter Mann und hält seine Arme auf wie ein Bär. »Freut mich sehr, dich zu sehen!«

»Hallöchen, Opa Jim«, gibt ein jüngerer Mann zurück, denn so ziemlich jeder hier in der Schlange heißt Jim. Die Jims tauschen stürmische Umarmungen aus, dazu gibt es ein großes Hallo. »Wo ist Onkel Jim? Schon auf dem Platz?«

Sogar die junge Frau vorn an der Rezeption scheint sich zu freuen – hingebungsvoll blickt sie allen Gästen tief in die Augen, fragt nach dem Grund ihrer Reise, auch wenn alle dasselbe antworten. »Oh, Sie sind wegen der Hochzeit hier! Wie wunderbar.« Sie klingt aufrichtig begeistert über die anstehende Hochzeit, vielleicht freut sie sich wirklich. Vielleicht ist sie noch so jung, dass sie bei jeder Hochzeit das Gefühl hat, es ginge irgendwie um sie. So hat Phoebe das empfunden, als sie jung war, hat sich schon einen Monat vorher Gedanken um ihr Kleid gemacht, auch wenn

sie auf der Feier nur irgendwo in der Peripherie gegessen hat.

Phoebe reiht sich ein. Sie steht hinter zwei jungen Frauen, die je das gleiche grüne Kleid über dem Arm hängen haben. Eine hat immer noch ihr Gepardenmuster-Nackenkissen aus dem Flugzeug um den Hals. Die andere hat einen Dutt, der so weit oben sitzt, dass die unordentlichen roten Strähnen in ihre Stirn hängen, während sie durch ihr *People Magazine* blättert. Sie sind in eine leise Diskussion darüber verwickelt, wessen Hinflug schlimmer war, wie alt dieses Hotel wohl ist und was die Leute alle an Kylie Jenner finden. Warum sollte es uns interessieren, ob sie heißer ist als Kim Kardashian?

»Ist sie das denn?«, fragt die mit dem Nackenkissen.
»Eigentlich dachte ich schon immer, dass sie beide auf eine Art hässlich sind.«

»Das gilt allerdings, glaub ich, für alle Leute«, sagt die mit dem hohen Dutt. »Alle Leute haben irgendwas, das sie hässlich macht. Sogar Leute, die sozusagen von Berufs wegen heiß sind. Das ist so was wie eine goldene Regel.«

»Du meinst eine Kardinalsregel.«

»Kann sein.« Hoher Dutt sagt, dass, auch wenn sie selbst grundsätzlich attraktiv sei – und es habe sie fünf Jahre Therapie gekostet, das einzusehen –, sie trotzdem wisse, dass man zu viel Zahnfleisch sieht, wenn sie lächelt.

»Ist mir nie aufgefallen«, sagt Nackenkissen.

»Das liegt daran, dass ich nicht richtig lächle.«

»Du hast mir in den ganzen Jahren, die wir uns jetzt kennen, noch nie dein volles Lächeln gezeigt?«

»Nicht seit der Highschool.«

Die Schlange rückt ein Stück vor, und Phoebe sieht nach oben zu der Kassettendecke, die so hoch ist, dass sie sich fragt, wie man sie wohl sauber halten kann.

Ein weiteres »Oh! Sie sind wegen der Hochzeit hier!« ertönt, und allmählich wird Phoebe klar, wie viel Hochzeitsvolk diese Lobby bevölkert. Es ist verstörend, wie

in diesem Hitchcock-Film *Die Vögel*, den ihr Mann so toll fand. Mit einem Mal sieht sie sie überall: Hochzeitsleute sitzen auf der blasslila Samtbank, Hochzeitsleute lehnen an den Einbauregalen mit den Büchern. Hochzeitsleute ziehen futuristisch aussehendes Gepäck hinter sich her, das vermutlich eine Mondlandung überstehen könnte. Die Männer in Weinrot stapeln alles zu soliden, hohen Koffertürmen auf, direkt neben einem Schild, das verkündet: WILLKOMMEN ZUR HOCHZEIT VON LILA UND GARY.

»Bei Lila trifft deine Regel aber definitiv nicht zu«, sagt Nackenkissen. »Mir fällt echt gar nichts ein, was an ihr hässlich sein könnte.«

»Das ist wahr«, sagt Hoher Dutt.

»Erinnerst du dich, wie sie bei unserer Modenshow im letzten Schuljahr als Braut ausgewählt wurde?«

»Ach stimmt. Das hatte ich schon fast vergessen.«

»Wie kannst du das vergessen? Ich denke immer noch einmal die Woche daran, wie merkwürdig das war.«

»Du meinst, weil unser Beratungslehrer darauf bestanden hat, sie zum Altar zu führen?«

»Ich meine eher, dass manche Frauen einfach zur Braut geboren sind.«

»Ich glaube sogar, dass unser Beratungslehrer auch zur Hochzeit kommt.«

»Wie merkwürdig. Aber gut. Dann kenne ich wenigstens noch jemanden hier«, sagt Nackenkissen.

»Ich weiß, was du meinst. Ich kenne auch so gut wie keinen mehr«, sagt Hoher Dutt.

»Ich weiß, seit Corona denk ich mir immer so, also Freunde hab ich ja keine mehr.«

»Ja, oder? Der einzige Mensch, den ich noch kenne, ist meine Mutter.«

Sie lachen, und dann tauschen sie wieder Kriegsgeschichten von ihren schrecklichen Hinflügen aus, und Phoebe versucht, sie zu ignorieren, und ihre Augen auf die opulente Ausstattung der Lobby zu richten. Aber das ist

schwierig. Hochzeitsleute sind sehr viel lauter als normale Leute.

Also schließt sie die Augen. Ihre Füße fangen an wehzutun, und das erste Mal, seit sie von zu Hause aufgebrochen ist, fragt sie sich, ob sie nicht besser noch ein paar vernünftige Schuhe mitgebracht hätte. Sie hat so viele Exemplare in ihrem Schrank stehen, dunkelblau und unbeschäftigt.

»Weißt du irgendwas über den Bräutigam?«, flüstert Nackenkissen.

Hoher Dutt weiß nur, was Lila ihr kurz am Telefon erzählt hat, und das, was sie herausgefunden hat, als sie ihn im Internet gestalkt hat. »Gary ist ziemlich langweilig zu stalken«, sagt Hoher Dutt und flüstert dann irgendwas von wegen, dass er Arzt sei, ziemlich alt, Generation X, aber mit kaum zurückweichendem Haaransatz, dass er also gute Chancen habe, mit vollem Haar zu sterben. »Wie konntest du ihn *nicht* stalken, nachdem Lila dich gefragt hat, ob du Brautjungfer sein willst?«

»Ich bin offline«, sagt Nackenkissen. »Hat meine Therapeutin drauf bestanden.«

»Seit zwei Jahren?«

»Waren sie so lange verlobt?«

»Er hat ihr kurz vor der Pandemie den Antrag gemacht.«

Sie rücken wieder ein paar Zentimeter vor.

»Gottchen – guck dir mal diese Tapete an!«

Nackenkissen hofft, dass ihr Zimmer zum Meer rausgeht. »Aufs Meer zu gucken, macht einen fünf Prozent glücklicher. Hab ich eine Studie drüber gelesen.«

Schließlich sind sie still, und Phoebe ist dankbar, weil sie so wieder denken kann. Sie schließt die Augen und stellt sich vor, sie würde ihrem Mann zusehen, wie er irgendwas in der Küche macht, und sein Lachen bewundern. Phoebe hat sein Lachen immer geliebt,

besonders wie es von Weitem klingt. Wie ein Nebelhorn in der Ferne, das einem zeigt, wo es langgeht.

Aber dann schreit einer der Jims: »Hier kommt die Braut!«

»Jim«, sagt die Braut.

Die Braut steigt aus dem Aufzug und betritt mit einer glitzernden Schärpe, auf der BRAUT steht, die Lobby, sodass es diesbezüglich keinen Irrtum geben kann. Es ist sonnenklar, dass sie die Braut ist; sie geht wie die Braut, sie lächelt wie die Braut und macht eine brautmäßige kleine Pirouette, als sie sich zu Hoher Dutt und Nackenkissen in der Schlange gesellt, denn so was wird von der Braut in den nächsten zwei, drei Tagen erwartet. Sie ist vorübergehend ein Celebrity und der Grund dafür, dass alle Tausende von Dollars bezahlt haben, um hierherzukommen.

»Ich freu mich so, euch zu sehen!«, ruft sie, öffnet ihre Arme für einen Drücker, und von ihren Handgelenken baumeln Geschenketaschen wie Armbänder aus gewebtem Seegras.

Nackenkissen und Hoher Dutt hatten recht. Phoebe kann keine einzige hässliche Sache an der Braut ausmachen, was vielleicht die eine hässliche Sache an ihr ist. Sie sieht genauso aus, wie sie aussehen sollte – irgendwie sowohl zierlich als auch athletisch in ihrem weißen Sommerkleid, mit nicht einem Hauch Unterwäsche drunter. Ihre Haare sind in einem unfassbar romantischen und komplizierten Durcheinander an Zöpfen arrangiert, und Phoebe fragt sich, wie viele Instagram-Tutorials sie dafür wohl geschaut hat.

»Du siehst wunderschön aus«, sagt Hoher Dutt.

»Danke, danke«, sagt die Braut. »Wie waren eure Flüge?«

»Ereignislos«, lügt Nackenkissen.

Sie erwähnen weder den unerwarteten Möwenschwarm noch die Notlandung, denn jetzt ist die Braut da. Während

der Hochzeitsfeierlichkeiten ist es ihr Job, die Braut anzulügen, ihre Hinflüge genossen zu haben und nach zwei Jahren ohne jegliche Aktivitäten absolut begeistert von der Aussicht auf eine Newport-Hochzeit zu sein.

»Wann lernen wir Gary kennen?«, fragt Hoher Dutt.

»Er wird später beim Empfang dabei sein, ist ja klar.«

»Klar wie Kloßbrühe«, sagt Nackenkissen, und sie lachen.

Die Braut händigt ihnen zwei Seegras-Taschen aus (mit der »Notfallversorgung«), und die beiden Frauen schnappen nach Luft, als sie je eine Flasche Alkohol in Normalgröße hervorziehen. Jede hat was anderes, erklärt die Braut. Haben sie und Gary alles in Europa gekauft, als sie vergangenen Monat dort unterwegs waren.

Scotch. Rioja. Wodka.

»Oh, wie erlesen«, sagt Hoher Dutt.

Die Braut lächelt und ist stolz auf sich. Stolz darauf, eine Frau zu sein, die andere, weniger vom Glück geküsste Frauen bedenkt, während sie mit ihrem Arzt-Verlobten durch Europa reist. Stolz, dass sie als Frau zurückgekehrt ist, die weiß, was man trinkt und was nicht.

»Für dich«, sagt die Braut zu Phoebe mit so viel Wärme, dass Phoebe sich sofort fühlt wie eine verschollen geglaubte Cousine aus Kindertagen. Als hätten sie vor langer, langer Zeit mal in Opas unheimlichem Keller zusammen Dame gespielt oder so. Die Braut gibt Phoebe eine der Taschen, und dann umarmt sie sie fest. Vielleicht hat sie vorher eine brautmäßige Umarmung eingeübt, so wie Phoebes Mann vor Interviews manchmal einen professoralen Handschlag geübt hat. »Nur eine kleine Anerkennung, als Dankeschön, dass du den ganzen Weg hierhergekommen bist. Wir wissen, dass das manchmal gar nicht so einfach ist!«

Eigentlich war es für Phoebe total einfach. Sie hat niemanden organisiert, der den Briefkasten leert, kein Kind aus der Nachbarschaft dafür gewonnen, die Pflanzen zu

gießen, und auch Bob nicht ihre Kurse übertragen, wie sie es sonst vor einer Reise gemacht hat. Sie hat noch nicht einmal die Toastkrümel von der Arbeitsfläche gewischt. Sie hat sich nur das Kleid angezogen und ist auf eine Weise aus dem Haus gegangen, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nie irgendetwas hinter sich gelassen hat.

»Oh, ich ...«, setzt Phoebe an.

»Ich weiß, ich weiß, was du denkst«, sagt die Braut.
»Wer um alles in der Welt trinkt Schokoladenwein?«

Die Braut ist gut. Eine sehr gute Braut. Es ist spektakulär, wenn man so angesprochen wird, nach zwei Jahren absoluter Isolation, in denen man in einer Online-Vorlesung dem Meer aus schwarzen Kästchen auf seinem Computer die Frage stellte »Was ist Literatur?« und keins der Kästchen es wusste oder keins der Kästchen es interessierte oder keins der Kästchen überhaupt zuhörte. »Was ist Literatur?«, hatte Phoebe gefragt, und noch mal und noch mal, bis noch nicht mal mehr sie selbst die Antwort wusste.

Und jetzt bekommt sie eine Umarmung und einfach so eine Tasche mit Schokoladenwein. Nach so vielen Jahren, in denen ihr Mann ihr nicht mehr in die Augen geschaut hat, schaut ihr eine schöne Fremde in die Augen. Am liebsten würde Phoebe weinen. Und sie wünschte, sie wäre wegen der Hochzeit hier.

»Aber er ist besser, als man denkt«, sagt die Braut. »Die Deutschen lieben ihn offensichtlich.«

Die Braut lächelt, und Phoebe sieht, dass ihr etwas vom Essen zwischen den Vorderzähnen klebt. Da ist es: die eine Sache, die die Braut heute hässlich macht.

»Der Nächste?«, ruft die Rezeptionistin.

Phoebe braucht einen Moment, bis sie merkt, dass jetzt sie an der Reihe ist. Hoher Dutt und Nackenkissen gehen schon Richtung Fahrstuhl. Sie nimmt die Seegrass-Tasche, dankt der Braut und geht zur Theke.

»Sie sind sicher auch wegen der Hochzeit hier?« Die Frau heißt Pauline.

»Nein«, gesteht Phoebe. »Ich nicht.«

»Oh.« Pauline klingt enttäuscht. Verwirrt eigentlich. Ihre Augen huschen zu der Braut, die ein Stück entfernt steht. »Ich dachte, alle wären wegen der Hochzeit hier.«

»Ich bin definitiv nicht wegen der Hochzeit hier. Aber ich habe heute Morgen reserviert.«

»Oh, das glaube ich Ihnen.« Pauline tippt, während sie spricht. »Vermutlich hat hier jemand einen dicken Fehler gemacht. Wahrscheinlich war sogar ich das! Sie müssen uns entschuldigen, wir sind seit Corona ein bisschen unterbesetzt.«

Phoebe nickt. »Ja, der Fachkräftemangel.«

»Genau«, sagt Pauline. »Also, wie heißen Sie denn?«

»Phoebe Stone.«

Das stimmt. Das ist ihr Name, der Name, den sie als ihren betrachtet hat. Dennoch fühlt es sich an wie eine Lüge, wenn sie ihn heutzutage angibt, weil es der Familienname ihres Mannes ist. Immer wenn sie sich ihn sagen hört, führt das zu einer Art außerkörperlicher Erfahrung. Sie sieht sich aus der Vogelperspektive beziehungsweise so, wie die Hochzeitsleute sie sehen müssen, und daher weiß sie, dass die anderen auch an ihr unmittelbar die eine hässliche Sache finden: ihre Haare nämlich. Da hätte sie was machen müssen. Sie hat heute Morgen ganz vergessen, sich zu kämmen.

»Hier sind Sie ja«, sagt Pauline. Sie ist so darauf konzentriert, erstklassigen Service abzuliefern, dass sie noch nicht einmal aufsieht, als einer von den Hochzeitsleuten durch die Türen kommt und hinter Phoebe ausrutscht.

»Onkel Jim! Oh mein Gott! Geht's dir gut?«, ruft die Braut.

Onkel Jim geht's nicht gut. Er liegt auf dem Boden, schreit irgendwas von wegen seines Knöchels und was das

hier für ein schrecklicher Fußboden sei, und man muss wohl kaum dazusagen, dass das totaler Blödsinn ist. Die Männer in Weinrot kommen angelaufen und entschuldigen sich für den Boden, der wirklich, ja, ja, da sind sich alle einig, der allerletzte Boden ist, auch wenn Phoebe sieht, dass das italienischer Marmor sein muss.

»Und hier hab ich es«, sagt Pauline. Pauline ist eine Heldin. »Sie sind in den Goldenen Zwanzigern.«

»Ist jedes Zimmer nach einem Jahrzehnt benannt?«, fragt Phoebe. Sie stellt sich jedes Zimmer mit seiner eigenen Frisur vor. Seinem eigenen Krieg. Seinen eigenen Höhenflügen und Abstürzen auf dem Aktienmarkt. Seiner eigenen Feminismusdefinition.

»Ach, wissen Sie, ich kenne noch gar nicht alle Themen«, sagt Pauline. »Ich bin neu hier. Sie scheinen mir eher zufällig benannt worden zu sein. Aber das ist natürlich eine sehr gute Frage.« Sie öffnet den Schrank und sucht nach dem richtigen Schlüssel. »Sie haben die Penthouse-Suite«, sagt sie dann. »Das einzige Zimmer mit richtigem Meerblick.«

Es wirkt etwas einstudiert und als würde Pauline jedem Gast so etwas zuraunen, damit alle sich privilegiert fühlen können. *Das ist unser einziges Zimmer mit einem Schreibtisch aus dem Privathaus der Vanderbilts. Das ist unser einziges Zimmer mit unlimitierter Klopapierausstattung.*

»Wunderbar«, sagt Phoebe.

»Was führt Sie dann ins Cornwall Inn?«

Auch wenn sie mit der Frage gerechnet hat, macht sie Phoebe nervös. In ihrer Vorstellung hat sie mit niemandem hier gesprochen. Sie ist einfach aus der Übung.

»Das hier ist mein Glücksort«, bringt sie hervor. Das ist nicht die ganze Wahrheit, aber gelogen ist es auch nicht.

»Ach, Sie waren schon mal hier?«, fragt Pauline.

»Nein«, sagt Phoebe.

Vor zwei Jahren hat Phoebe eine Werbeanzeige für das Hotel in einem Magazin gesehen, in das sie nie reingeguckt hätte, wenn sie nicht in der Kinderwunschklinik hätte warten müssen. Sie hat die Bilder von dem viktorianischen Himmelbett und den Blick über den Atlantik gesehen und gedacht: Wer blättert denn für seine Urlaubsplanung so ein Reisemagazin durch? Sie ärgerte sich über diese Leute, auch wenn sie keinen kannte, der das so machte. Ein paar Tage später allerdings, als ihre Therapeutin sie anwies, die Augen zu schließen und ihren Glücksort zu beschreiben, stellte sie sich vor, wie sie in diesem Himmelbett lag, denn glücklich konnte sie sich nur an einem Ort vorstellen, an dem sie noch nie gewesen war, in einem Bett, in dem sie noch nie geschlafen hatte.

»Tja, das hier ist wirklich ein Glücksort«, sagt Pauline.

Phoebe nimmt sich den Schlüssel. Das war ihr jetzt zu viel Konversation. Zu viel Normalität vortäuschen, und sie zahlt ja nicht achthundert Dollar, um die Normale zu spielen. Das hätte sie auch zu Hause haben können. Sie wird der Sache zunehmend überdrüssig, aber Pauline hat noch so viel mehr Fragen. Ob sie das Wellnesspaket dazubuchen möchte? Ob sie einen Besuch bei der hauseigenen Tarotkartenleserin in Anspruch nehmen möchte? Ob sie ein normales oder ein Kokoskopfkissen möchte?

»Was ist ein Kokoskopfkissen?«, fragt Phoebe.

»Ein Kopfkissen«, sagt Pauline, »in dem Kokosfasern drin sind.«

»Ist das besser bei Kopfkissen?«, fragt sie. »Wenn Kokosfasern drin sind?«

Das ist es, was ihr Mann gefragt hätte. Eine schlechte Angewohnheit von ihr – die Folge von zehn Jahren Ehe –, dass sie sich immer vorstellt, was ihr Mann gesagt hätte. Auch wenn er nicht dabei ist. Besonders, wenn er nicht dabei ist. Phoebe hätte nie gedacht, dass sie zu so einer Frau werden würde. Aber wenn die letzten Jahre sie eines

gelehrt haben, dann, dass man wirklich nie wissen kann, wer man mal wird.

»Das sind die sehr viel besseren Kopfkissen«, sagt Pauline. »Vertrauen Sie mir. Wir lassen Ihnen gleich eins hochbringen.«

Phoebe geht zum Fahrstuhl, und als die Türen sich schließen, stellt sich Erleichterung ein. Darüber, endlich den Hochzeitsleuten entkommen zu sein. Darüber, selbst eine Veränderung herbeigeführt und einen anderen Schlüssel als den zu ihrem Haus in der Hand zu haben.

»Halt den Fahrstuhl an!«, ruft eine Frau.

Phoebe weiß, dass es sich um die Braut handelt, noch bevor sie sie sieht. Sie ruft, als verdiene sie diesen Aufzug. Aber niemand verdient irgendetwas, noch nicht einmal die Braut. Phoebe drückt den Kopf, um die Türen zu schließen, aber die Braut schiebt ihre Hand dazwischen. Die Türen gehen nicht, wie man es erwarten würde, wieder auf, vielleicht weil das Cornwall schon 1864 erbaut wurde. So ein altes Hotel kann gnadenlos sein, auch der Braut gegenüber.

»Scheiße!«, ruft die Braut.

»Oh Gott«, sagt Phoebe. Sie hebelt gewaltsam die Türen wieder auf und starrt ungläubig die Hand der Braut an. »Du blutest.«

Die Braut hält die Wunde, die sich über ihren Handrücken zieht, hoch wie ein Kind und nimmt das Taschentuch, das Phoebe ihr anbietet, ohne ein Wort des Dankes entgegen. Phoebe drückt den Knopf, und die Türen schließen sich wieder. Beide Frauen schweigen, während die Braut höflich ins Taschentuch blutet und der Aufzug nach oben fährt. Phoebe hört, wie die Braut versucht, ihren Atem zu beruhigen, und sieht, wie das Taschentuch sich dunkel färbt.

»Tut mir wirklich leid«, sagt Phoebe. »Mir war nicht klar, dass so was passieren würde.«

»Ach, das wird schon wieder«, bemüht sich die Braut zu sagen. Sie räuspert sich. »Also ... gehörst du zu Garys Familie?«

»Nein«, sagt Phoebe.

»Gehörst du zu meiner Familie?«

»Weißt du nicht, wer zu deiner eigenen Familie gehört?«, fragt Phoebe. Sie findet die Frage lustig, und das ist ein seltsames Gefühl. Es ist das erste Mal seit Monaten, dass ihr nach Lachen zumute ist. Seit Jahren vielleicht. Denn wieso kennt die Braut ihre eigene Familie nicht? Phoebe kannte jeden in ihrer Familie. Das ging gar nicht anders. Ihre Familie war so klein. Nur Phoebe und ihr Vater, eine so winzige Familie, dass sie in seine kleine Fischerhütte gepasst hat.

»Ich habe eine sehr große Familie«, sagt die Braut, in einem Tonfall, als wäre das ein Problem.

»Ich gehöre jedenfalls nicht dazu«, stellt Phoebe klar.

»Aber zu irgendeiner Familie musst du doch gehören.«

»Nein«, sagt Phoebe. »Ich gehöre zu keiner Familie.«

Das ist die niederschmetternde Erkenntnis, die nach ihrer Scheidung langsam in sie eingesickert ist und sich mit jedem Feiertag immer deutlicher herausschälte, bis sie heute Morgen in einem derart stillen Haus aufgewacht ist, dass sie schließlich so richtig durchdrungen davon war, was es bedeutet, keine Familie zu haben. Sie hat begriffen, dass es so immer sein wird – nur sie ganz allein in ihrem Bett. Noch nicht mal mehr ihr Kater Harry, der an der Tür miaut.

»Aber es sind doch alle wegen der Hochzeit hier, das habe ich sichergestellt.« Die Braut betrachtet verwirrt die Tasche mit den Geschenken in Phoebes Hand. »Da muss irgendein Fehler vorliegen.«

Die Braut sagt das so, als wäre Phoebe ein Albtraum, den sie schon immer gefürchtet hat. Phoebe ist etwas, das zu einem Zeitpunkt schiefgeht, an dem nichts schiefgehen darf. Weil jede Kleinigkeit, die während einer Hochzeit

geschieht, ein Omen sein kann – wie der starke Wind im Park, der bei Phoebes Hochzeit die Pappteller verweht und ihr einen kalten Schauer das Rückgrat hinuntergejagt hat. Wir hätten echte Teller nehmen sollen, hatte sie gedacht, mit Gewicht und Substanz.

»Es liegt kein Fehler vor«, sagt Phoebe.

Das hier ist Phoebes Glücksort. Der Ort, für den sie sich unter alle möglichen Optionen entschieden hat. Wie kann die Braut es wagen, ihr einzureden, dass sie nicht hier sein sollte?

»Aber wenn du nicht wegen der Hochzeit hier bist, weswegen bist du dann hier?«, fragt die Braut mit sehr viel tieferer Stimme, als käme endlich ihre echte Stimme zum Vorschein. Denn hier in diesem privaten Umfeld mit jemandem, der nicht ihre Hochzeit besucht, muss die Braut nicht die Braut sein. Sie kann sprechen, wie sie will. Und Phoebe auch. Phoebe ist nicht Hoher Dutt oder Nackenkissen. Sie ist niemand, und das einzig Gute daran, niemand zu sein, ist, dass sie verdammt noch mal sagen kann, was sie will. Selbst zur Braut.

»Ich bin hier, um mich umzubringen«, sagt sie. Sie sagt das ohne Drama oder viel Gefühl, einfach als Fakt. Denn das ist es. Phoebe erwartet, dass die Wahrheit die Braut auf peinliche Art zum Schweigen bringt, aber sie schaut nur verwirrt.

»Ähm, was hast du gerade gesagt?«

»Ich sagte, ich bin hier, um mich umzubringen«, wiederholt Phoebe mit Nachdruck. Es fühlt sich gut an, es laut auszusprechen. Wenn sie es nicht laut aussprechen könnte, wäre sie wohl erst recht nicht in der Lage, es zu tun. Und sie muss es tun. Es ist entschieden. Sie ist extra den ganzen Weg hierhergekommen. Sie ist froh, als die Türen aufgehen, aber die Braut drückt den Knopf, damit sie sich wieder schließen.

»Nein«, sagt sie.

»Nein?«, fragt Phoebe.

»Nein. Du kannst dich definitiv nicht umbringen. Das hier ist meine *Hochzeitswoche*.«

»Deine Hochzeit dauert eine ganze Woche?«

»Na ja, sechs Tage, wenn man es genau nimmt.«

»Das ist eine ... lange Hochzeit.«

Phoebes Hochzeit hat nur einen Abend in Anspruch genommen. Sie wollte keine große Sache draus machen. Warum eigentlich nicht? Aus heutiger Perspektive erscheint es ihr bescheuert, dass sie das Gute nicht gefeiert hat, als sich die Gelegenheit bot. Aber Phoebe und ihr Mann waren damals erst seit einem Jahr mit dem Graduiertenkolleg fertig, lebten von einem Stipendium und waren daran gewöhnt, sich mit einer billigen Flasche Wein und dem Ausblick auf einen hübschen Baum zu begnügen. Und eine Hochzeit ist so ein Spektakel, hatte Phoebe gedacht. Wenn sie Blumen bestellt oder noch eine alternative Torte probiert oder ihren Freundinnen erzählt hatte, wie glücklich sie war, beschlich sie immer das schreckliche Gefühl zu prahlen.

»Eine Woche ist heutzutage so ziemlich Standard«, sagt die Braut in einem Tonfall, der dafür sorgt, dass Phoebe sich alt vorkommt. »Und die Leute sind von weither angereist, um dabei zu sein.«

Aber Phoebe ist das egal.

»Das ist die wichtigste Woche in meinem Leben«, wirft die Braut ins Feld.

»Bei mir auch«, sagt Phoebe.

Phoebe drückt, damit die Türen aufgehen, aber die Braut schließt sie wieder, und das macht Phoebe so wütend wie sonst nur der Stau auf dem Weg zur Arbeit. Sie hätte schreien mögen angesichts dieser ganzen Rücklichter vor ihr, und doch hat sie das nie getan, noch nicht mal im privaten Rahmen ihres eigenen Wagens. Sie war niemand, der schrie. Keine Frau, die Ansprüche an die Welt stellte, keine, die erwartete, dass die Straßen sich leerten, nur weil sie es eilig hatte. Sie war nicht wie die Braut, die hier so

Dank

Es gäbe dieses Buch nicht ohne meine Agentinnen, Molly Friedrich und Lucy Carson, die mir in jeder Phase seines Entstehens den Weg gewiesen haben, vor allem zu Anfang, als es noch nicht mehr war als ein Exposé. Dank auch an alle, die bei (oder mit) der Friedrich Agency arbeiten – Dana Spector bei CAA, die im wahrsten Sinne des Wortes Träume wahr werden lässt; Marin Takikawa, deren scharfes Lektorinnenauge mich in letzter Sekunde gerettet hat; Hannah Brattesani, die dabei geholfen hat, dass dieses Buch auch in anderen Ländern und Sprachen erscheint; und Heather Carr, die geduldig all meine Fragen beantwortet hat. Danke dir, Caroline Zancan, dass du als derart phänomenale Lektorin und Freundin dieses Buch begleitet hast. Deine Brillanz, deine Warmherzigkeit und dein Humor sind unvergleichlich; du machst Bücher besser und du machst Autorinnen besser – außerdem macht es einfach Spaß, mit dir zu arbeiten. Ebenso dankbar bin ich dem Rest des Henry-Holt-Teams: Amy Einhorn, danke, dass du an das Manuskript geglaubt hast. Caitlin Mulrooney-Lyski, meine Karriere hat dir so viel zu verdanken. Lori Kusatzky und Leela Gebo, ich bin schwer beeindruckt, wie mühelos ihr alles am Laufen haltet. Hannah Campbell und der Rest des Lektoratsteams: Ich bin so dankbar für euren aufmerksamen Blick aufs Detail. Nicolette Seebach Ruggiero, ich bin der größte Fan deines Umschlagdesigns. Clarissa Long, danke für die Arbeit, die du in das Buch

gesteckt hast, damit es da draußen wahrgenommen wird. Und an das Herstellungs-, Vertriebs-, Öffentlichkeitsarbeits- und Marketingteam: Danke für die Zeit und Kreativität, die ihr einsetzt, damit die Leute lesen – nicht nur dieses Buch, sondern überhaupt.

Vielen Dank an alle, die irgendeine Fassung dieses Romans gelesen und ihr kritisches Feedback gegeben haben: Diana Spechler, für deine Superkraft zu wissen, wann jemand »diese eine Sache macht«; Shelly Oria für dein untrügliches Gespür, wie Menschen reden und denken; Cristina Rodriguez für die ganzen Gespräche in all den Jahren, die mir Mut gemacht haben, ein Buch wie dieses zu schreiben (von deinem redaktionellen Verständnis mal ganz abgesehen); Emily Pittinos, dafür, dass du die Dichterin in meinem Leben bist; Mark Polanzak, dafür, dass du auf diesen Adirondack-Stühlen mit mir über Lila geredet hast; Stephanie Boeninger für die wissenschaftliche Expertise (und natürlich dafür, dass du mich zu den Surfstunden mit dir gebracht hast); Keegan Drenosky und Elizabeth Bridghman für das Angebot, eure wissenschaftlich-professionelle Expertise in Anspruch zu nehmen, sobald Fragen aufkämen; Teddy Wayne, für deine Unterstützung und dein Last-Minute-Lektorat; und Michael Andreasen, Sarah Lazer-Gomez und Kerri Joller – eure Freundschaft und Begeisterung für diesen Roman hatten in einer kritischen Phase enorme Bedeutung. Ich bin sehr glücklich, Freunde zu haben, mit denen ich meine Arbeit teilen kann – das Schreiben ist so viel weniger einsam, wenn man weiß, dass ihr das eines Tages lesen werdet. Aber hauptsächlich danke ich euch dafür, dass ihr so schlaue, witzige, liebevolle Menschen seid, mit denen ich über dieses seltsame Leben reden und lachen kann. Ich dachte immer, ich würde mit zunehmendem Alter ängstlicher werden, doch dem ist nicht so, und das liegt daran, dass ich mich so sehr auf die Gespräche freue, die noch vor uns liegen.

So viel verdanke ich Virginia Woolf, Charlotte Brontë und all den Autorinnen, die, wie Woolf schon schrieb, den Weg der Literatur für Frauen geebnet haben und sich dafür einsetzen, dass er gangbar bleibt. Vielen Dank auch an die Leserinnen und Leser, die diesem Buch eine Chance gegeben haben und mithelfen, dass meine Worte da draußen in der Welt lebendig werden – ich höre immer so gern von euch. Ebenso dankbar bin ich allen Buchhändlerinnen und Buchhändlern, die in Windeseile rezensieren und Blurbs für mich schreiben, obwohl sie doch so viel anderes zu tun haben.

Dank an Alexis Gargagliano – es war was ganz Besonderes, den Kreis zu schließen und wieder mit dir zu arbeiten. Vielen Dank an das Providence College für das CAFR-Stipendium, mit dem dieser Roman unterstützt wurde. An die Leute von Tiny Pool – ihr seid die neuen Leuchttürme in meinem Leben, die mich anspornen, weiterzuschreiben. Dank auch an meine Katze, die, wie mir irgendwann klar geworden ist, niemals lesen können oder dies hier verstehen wird, und dennoch im wahrsten Sinne des Wortes beim Schreiben an meiner Seite sitzt und ihre Pfote zur Unterstützung auf meinen Unterarm legt. Das sollte endlich mal öffentlich gewürdigt werden.

Ein Dank geht auch raus an meine Eltern, meinen Bruder Gregg, Andrea, meine Tanten und Onkel – danke für eure unverstellte Begeisterung, jedes Mal, wenn irgendwas passiert, was mit meinem Schreiben zu tun hat. Ich sage immer allen (aber vielleicht euch nicht oft genug), wie viel Glück ich mit einer Familie habe, die meine Romane liest und mit mir darüber spricht. Ich empfinde es als ein seltenes Geschenk, dass da keine Lücke zwischen meinem Autorinnen- und meinem Familienleben klafft – und möglich ist das nur, weil ihr so unglaublich offen, neugierig und liebevoll damit umgeht.

Danken möchte ich schließlich auch all den Fremden, die mir über die Jahre begegnet sind – Leute, die mir

Nachos gekauft oder mich zum Lachen gebracht haben, Leute in Cafés, die gefragt haben, woran ich gerade arbeite, Leute in Zügen und Flugzeugen, die mir ihre Lebensgeschichten erzählt haben, wo sie mich auch einfach hätten ignorieren können. Ihr habt mir geholfen, mich wie ein Mensch zu fühlen in einer Zeit, in der mir das schwerfiel. Ihr habt mir Geschichten erzählt, die mir gezeigt haben, dass es viele Arten gibt, ein gelungenes Leben zu führen, dass man von vorn anfangen und das Unmögliche schaffen kann. Ich wusste nie, wie man gegenüber jemandem, den man nie wiedersehen wird, seine Dankbarkeit ausdrücken kann, aber vielleicht geht es so: Betrachtet dieses Buch doch bitte als einen sehr langen Dankesbrief für den netten Kontakt.